

Kampf und Sieg

Illustrierte Monatschrift
aus der Mission der Brüdergemeine



— Inhalt: —

Pfingsten und Mission. Von Br. Hermann Reichel.
Eine Reise zu den Renntierlagern in Alaska. Von Br. Arth. F. Buhin.
Der „Mann am Holz“ macht Eindruck.
Wie ein Tibeter für ärztliche Behandlung dankt.
Heimkehrende Nikaragua-Missionare.
Eine ostafrikanische Missionarstrau.
Ein nambatter Missionsdirektor.
Aus der Heimat — Für die Heimat.

Verlag der Missions-Buchhandlung, Herrnhut

Neuererscheinungen.

Illustrierte Jugendschriften. Herausgegeben von Th. Bechler.
Nr. 12. Missionar und Eingeborener im
Angezicht wider Tiere. Erzählungen aus der Mission der Brüdergemeine. 52 Seiten mit 6 Bildern.
10 Pfg.



Im Lande der Mitternachtssonne

von

W. Wendebourg

Die beiden jüngsten grönländischen
Missionsstationen Ungmagssalik und
Nordstern.

Nach dänischen Quellen von W. Wendebourg,
Pastor in Kl. Mahner (Hammer).

Mit neun Bildern und einer
Karte
56 Seiten. 40 Pfg.

Siehe diese werden von ferne
kommen und jene von Mitternacht.
Jel. 49, 12.



Illustrierte Monatschrift aus der Mission der Brüdergemeine

Siebenter
Jahrgang

Neue Folge: 2. Jahrgang.

Juli 1912.

Jährlich Mk. 1.20 einschl. Porto.

~ P f i n g s t e n u n d M i s s i o n . ~

Aus der Pfingstpredigt von Br. Hermann Reichel, Bischof und Vorsitzender der Deutschen Unitätsdirektion, über die Pfingsterzählung Ap. Gesch. 2, 1-13, gehalten in Herrnhut 26. Mai 1912.

Die Ausgießung des heiligen Geistes ist eine Gottestat nicht nur, wie bisher ausgeführt, vom Himmel herab und in die Herzen der Jünger hinein, sondern nun auch in die Welt hinaus!

Das war des Geistes Gottes gewaltige Wirkung, daß sie alle, die aus den verschiedensten Ländern zugeströmt waren, aus dem Mund der Apostel die großen Taten Gottes preisen hörten, ein jeder in der Sprache, darinnen er geboren war, ein Tatbeweis dafür, daß Pfingsten und Mission zusammengehören, wie Blüte und Frucht, wie Saat und Ernte.

Erhobenen Hauptes, leuchtenden Antlitzes stehen sie da, die zwölf Apostel des Herrn, und reden mit entflammten Zungen von den großen Heilstaten Gottes. Über ihnen der aufgetane Himmel, in ihnen das aufgetane Herz, vor ihnen die aufgetane Welt.

Drei Tausend Seelen schon am Tage der Pfingsten selbst — das war die Erst-

lingsernte aus der Saat, die Petrus ausgestreut.

Und mochten sich gar bald, wie Jesus vorausgesagt, Feindschaft und Verfolgung ihrem Zeugnis entgegenstellen — der Geist der Pfingsten, der Geist der ersten Zeugen, ließ sie sprechen: „Wir können es ja nicht lassen, daß wir nicht reden sollten von dem, was wir gesehen und gehört haben.“

Wäre freilich der Sieg des Kreuzes und die Ausbreitung des Evangeliums bis an die Enden der Erde auf nichts anders gestellt worden als auf menschliche Begeisterung und opferfreudigen Zeugenmut, dann stände es schlimm damit, und das Lutherwort: „Das Reich muß uns doch bleiben“, wäre mehr kühn als wahr. Aber nein: Wohl sind es menschliche Werkzeuge, deren der Herr sich bedient, aber Menschenwerk ist es nicht. Es ist ein Gotteswerk, eine Gottestat, die am Tag der Pfingsten begonnen hat, und erst dann enden wird, wenn alle Reiche

der Welt des Herrn und ſeines Chriſtus geworden ſind. Es iſt ein göttlicher Lebensſtrom, der ſich in die weite Welt ergießt, der alle Länder und Völker durchdringt und umflutet, um einſt in dem Meer der Ewigkeit zu enden, wo Gott wird ſein alles in allem.

Alle Taten unſers großen Gottes müſſen zuſtande kommen; denn „ſein Werk kann niemand hindern, ſein' Arbeit

darf nicht ruhn“. Auch die Gottes-Tat vom Tag der Pſingſten. Darum blicken wir getroſt in die Zukunft des Gottes-Reichs.

Es kann nicht Ruhe werden,
 Bis Jeſu Liebe ſiegt,
 Bis dieſer Kreis der Erden
 Zu ſeinen Füßen liegt.
 Bis du im neuen Leben
 Die ausgeſöhnte Welt
 Dem, der ſie dir gegeben,
 Vors Angeſicht geſtellt.

Eine Reiſe zu den Renttierlagern in Alaska.

Von Br. Arth. J. Buhin, Superintendent unſerer Miſſion in Alaska.



Der Schreiber dieſer Zeilen kann ſich noch nicht langer, gefahrvoller Reiſen rühmen. Es mag aber trotzdem den Leſern von Intereſſe ſein, etwas von den Eindrücken zu vernehmen, die eine Reiſe nach den Renttierlagern bei ihm hinterlaſſen hat.

Man erwarte aber nicht, daß er ſeine Beſchreibung anfangen müſſe: „Es war

ein bitter kalter Morgen,“ denn es war tatſächlich nicht kalt. Das Thermometer ſtand auf Null Fahrenheit, d. h. allerdings 14° R Kälte; es war aber ein freundlicher Wintermorgen. „Grub“ (den Goldgräbern eigentümliche Bezeichnung des Proviantes) war gepackt worden, beſteht aber nicht aus Delikateſſen, ſondern aus Dingen, die ihr Gewicht an Nährwert völlig hergeben. Bei einer ſolchen Fahrt brauchte ich eine etwas ſchwere Bratpfanne, und man deutete mir

an, daß es eines Hundes mehr bedürfe, um das Ertragewicht zu ziehen. Bohnen und ein Stücklein Speck ſind unentbehrlich; die Bohnen ſind vorher einfach gebacken. Jetzt ſind ſie gefroren und in einem Sack, bereit um in der Pfanne gewärmt und mit etwas Fett geſchmalzt zu werden. Speck zu braten mag eine ganz einfache Prozedur ſein, aber ſelbſt dabei muß man die unveränderlichen Geſetze der Natur in

Rechnung ziehen. Speck über zu heißem Feuer macht einen sehr lästigen Rauch, und es ist keine besondere Empfehlung, ein Geschick dazu zu haben, eine eingeborene Familie aus Haus und Heimat zu vertreiben, weil man seinen Speck brät. Diese Bemerkungen nur so nebenbei, während wir auf das Anspannen der Rentiere an unsere Schlitten warten. Der niedrige Schlitten sieht einem Kanoe ähnlich, das kreuzweise zersägt worden ist, und die Eingeborenen nennen ihn auch „das kleine Boot“. Auf dem Hinwege benutzten wir die höheren Schlitten, mit Kufen, wie sie jeder Schlitten hat, wo aber der Boden des Schlittenkastens sich etwa zwölf Zoll über den Kufen befindet; die Wände des Kastens sind acht bis zwölf Zoll hoch. Diese Schlitten sind etwa zwei Fuß breit. Der Treiber sitzt, wenn der Zustand des Weges eine Fahrt erlaubt, auf seinem Proviantkasten oder seinem Schlaffack und läßt die Beine über die Seite des Schlittens heraushängen.

So machten wir die erste Tagereise. Es gab aber Unterbrechungen der Fahrt, wenn z. B. die Zugtiere es an einer beliebigen Stelle vorzogen, im Kreise herumzugehen. Das erste Mal passierte das gleich zu Anfang der Reise, als noch eine kritische Zuschauerschaft die Abfahrt des Novizen beobachtete. Als wir aber einmal im Gange waren, ging es dem „Trail“ nach über gefrorene Sumpflöcher und durch das Gebüsch, wobei die Rentiere mit ihrem Geweih geschickt den Ästen ausweichen.

Nach zweitägiger Reise erreichten wir das Lager der Missionsherde. Wir näherten uns demselben an einem der schmalen, sich schlängelnden Bergbäche, von denen manche den ganzen Winter eisfrei bleiben. Wir bogen um einen Vorsprung, und vor uns lag eine kleine

Eichtung im Fichtenwald, wo im tiefen Schnee vier mit Erde gedeckte Blockhäuser, die Wohnungen der Missionshirten, lagen.

Die Hütten bestehen aus einem Raum, der etwa 12 bis 24 Fuß mißt. In diesem Raum befinden sich der Ofen, ein oder zwei Schlafstätten und etliche Kasten, die als Stühle dienen. Die Erde gibt den Fußboden ab; da diese aber für sich allein ziemlich schmutzig sein würde, ist sie mit Fichtenzweigen bestreut, und damit hat man einen feinen weichen Teppich im Zimmer. Der natürliche Duft der Fichtenzweige verhüllt auch bis zu einem gewissen Grade die keineswegs reine Luft dieser geschlossenen Räume. In einer der Hütten fanden wir aber einen kleinen Ventilator, und das war ein großer Fortschritt gegenüber den luftdichten Kabinen, von den schmutzigen, unterirdischen Höhlen, die sich in den meisten Dörfern noch finden, gar nicht zu reden.

Die Hirten mit ihren Frauen und Kindern sind eine starke, gesund aussehende Gesellschaft. Man hat freilich auch die hoffnungsvollsten jungen Männer gewählt und durfte daher erwarten, daß sie eines Kopfes Länge über ihre Volksgenossen hinausragen; und wenn wir auch nicht allzu viel hermachen wollen, so muß man doch sagen: sie sehen kräftig und gesund aus und man könnte weit reisen, ehe man ein ähnliches lebendiges Bild der Gesundheit fände. Unter diesen Hirten ist auch die Reinlichkeit nicht so gänzlich außer acht gelassen, wie in manchen Dörfern; sie halten ihre Wohnungen rein und sie waschen auch in der Regel ihr Eßgeschirr. Sonst wird dasselbe nur mit einem Tuch abgewischt, daß die Farbe und das Fett von Generationen an sich zu haben scheint.

Um die Hütten her spürt man den Fleiß: die Hirten benützen ihre freie Zeit zumeist dazu, Schlitten zu bauen. Das

Handwerkszeug ist freilich mangelhaft: Säge, Hammer, Axt, Hobel, Bohrer und Taschenmesser. Mit diesem Werkzeug fanden wir sie entweder draußen das Holz aus dem Rohen hauend oder drinnen die einzelnen Teile des Schlittens fertigstellend.

Plätze, wo sie mit dem Lasso leichter gefangen werden konnten. Als die Mittagsstunde kam, hieben sie rüstig Holz und machten Feuer an zur Bereitung des Tees. Dort draußen im Schnee hatten wir eine vergnügliche Mittagsrast von



Die Rentiere in der Nähe unserer Station Bethel in Alaska, im Schnee Moos fuchend.

Besuchen wir nun auch den doppelten „Corral“, eine zehn Fuß hohe Umzäunung, die durch Aufeinanderlegen von Fichtestämmen hergestellt ist; er war gut gebaut und bestand eine nicht leichte Probe, als die Herden geteilt wurden. Die Tiere versuchten jede scheinbar schwache Stelle, aber keinem gelang es durchzukommen, obwohl vier oder fünf über die Umzäunung hinwegsprangen. Der Corral besteht aus einem größeren, etwa zweihundert Fuß im Durchmesser messenden Raum, in dem die Tiere gefangen werden und einem etwa halb so großen Platz, wohin sie geführt werden, wenn sie gezählt werden.

An diesem großen Tage waren die Hirten, ihre Frauen und Kinder an der Umzäunung versammelt. Es schneite, aber was machte das den an frische Luft gewöhnten Hirtenkindern aus? Und die Frauen? Manche blieben bei den Kindern; die andern halfen den Männern und trieben die Tiere an

fünfzehn Minuten mit einer Mahlzeit von Schiffszwieback und Tee.

Eine Rentierherde auf ihren Futterplätzen auf der Tundra ist kein schöner Anblick; die braunen, unregelmäßigen Hörner erinnern an Gestrüpp. Einzelne Tiere sind Schönheiten, besonders ein gut gehörntes, fettes, weißes Rentier. Auf der Weide gehen sie gewöhnlich in einer kompakten Herde, obwohl sich immer einzelne etwas abseits halten. Diese letzteren müssen bewacht werden. Die Hirten verbringen daher täglich einige Zeit bei den Herden. Die Lappen, denen einzelne Herden gehören, sind sehr aufmerksam in dieser Beziehung, während die eingeborenen Hirten, selbst wenn ihnen die Herden schon zu eigen gehören, etwas nachlässig sind. Ihnen ist der Gedanke an angestrengte Tätigkeit noch nicht völlig eigen. Zieht man aber in Betracht, daß es Eingeborene sind, so darf man sagen, daß wir eine

gewisses Maß von Selbstachtung; die Hirten entwickeln sich als die stärksten, fähigsten und reinlichsten Glieder ihrer

Rasse. Die Missions-Rentierlager haben einen sehr guten Eindruck auf mich gemacht.



Von der Jagd heimkehrende Eskimo in Alaska.

Der „Mann am Holz“ macht Eindruck.

Br. J. Vogt schließt seine Erzählung von der Predigtreise zu den ostindischen Kulis (Arbeitern) an der Perica in Suriname (siehe Juniheft) mit folgender Mitteilung. Danach kam es doch noch zu einem Gottesdienst. Ja in diesem machte das Leiden des Heilands Eindruck auf die indischen Hindus. Er schreibt:

„Die Arbeiter bei der Kirche und einige andere Kreolen hatten mich gebeten, eine Versammlung zu halten. Ich hielt eine Missionsstunde, eine willkommene Gelegenheit, um den Leuten etwas von

dem sie umgebenden indischen Heidentum und der Missionspflicht der Christen zu sagen.

Am andern Morgen hörte ich, daß an einer benachbarten Kreek (Bach) noch einige Kulis wohnten. Ich schickte Mahabir hin. Ich selbst brauchte Zeit, um mich vorzubereiten, da ich mich bei den diskussionsfüchtigen Kulis in dieser Gegend auf eine Disputation gefaßt machen mußte.

Ich entschloß mich, als Antwort auf die Frage des Jünglings: „Was der Mann am Holz verbrauchen habe?“ (siehe Seite 92) aus Barth's „Biblischen

Geschichten“ die Abschnitte von Gethsemane bis zur Auferstehung vorzulesen, dabei Lieder (d. h. auf indische Weise zu singende Bhadschan's) einzuschalten und die nötigen Erklärungen zu geben.

Es wurde vier Uhr, aber niemand erschien. Es wurde fünf Uhr — aber niemand kam. Auch um sechs Uhr war noch niemand da. Inzwischen war Br. Müller mit dem, einmal in der Woche hierher fahrenden Schiffchen gekommen, um nach dem Bau der Kirche zu sehen.

Schon dachten wir, daß das Nichtkommen eine abgemachte Sache sei, da erschienen endlich um sieben Uhr die ersten! Welche Begriffe von Zeit auf der einen, welche Geduldsschule auf der anderen Seite! Um einhalb acht Uhr konnten wir beginnen. Gleich nach dem ersten Lied unterbrach mich Ohingoor mit der Bemerkung: „Aus diesem Buch haben wir noch nie gesungen, in diesem Bhadschan ist mehr Liebe als in den andern.“

Dann las, sang und erklärte ich die bezeichnete Geschichte Jesu. Mit Freuden konnte man bemerken, daß die meisten sehr gut aufpaßten. Allerdings ging bald der eine, bald der andere hinaus, einige liefen hin und her, rauchten auch zwischenhinein eine Zigarette. Einer legte sich auf eine Bank und schlief, schlief trotz Stoßen und Zwicken und Puffen: ein Zeichen, daß er wirklich müde war.

Man sieht, daß die Kulis noch nicht gar zu viel Sinn für Feierlichkeit haben.

Die Versammlung dauerte bis ungefähr einhalb zehn Uhr und hätte, wie einer der Anwesenden sagte, auch bis zwölf Uhr dauern können. (Ihre Kattás dauern mitunter eine ganze Nacht hindurch.)

Einer meinte: „Jetzt habe ich etwas Liebe bekommen, da Sie uns alles vorgelesen und wir davon gesungen haben. Sagen kann einer viel, aber wir wollen wissen, wie die Sache im Buch steht.“ — Dies ist bezeichnend: Ihre Brahmanen lesen alles vor und wenn sie — was auch vorkommen soll — nicht lesen können, dann nehmen sie doch ein Buch vor sich, um das Auswendiggelernte „vorzulesen“ oder besser gesagt: in näselndem Ton zu singen.

Ich erwartete nun die große Disputation, aber sie unterblieb. Sie meinten, da gäbe es nicht viel zu fragen und zu antworten, sie würden über das Gehörte nachdenken.

Möchten sie's nur tun und der eine oder andere unter ihnen am Herzen erfahren, warum „der Mann ans Holz genagelt wurde“. Möchten sie — die eigengerechten Hindus, unter diesem Holz und angesichts des überwältigenden Leidens und Sterbens zu armen Sündern werden und sich dann vom Banne heidnischen Hochmuts und Selbstgerechtigkeit erlösen lassen. Möchten sie zu dem Bekenntnis kommen:

„Der am Kreuz ist meine Liebe
Und sonst nichts in dieser Welt.“



sonst unter den Heiden, auch unter den Tibetern selten geübt wird. Er zeigte sich dankbar. Und das nicht nur mit dem Munde. Nein. Er schenkte dem Missionar, dem er die Hilfe in erster Linie verdankte, eine schöne wollene Decke. Br. Mary hatte bald Gelegenheit, sie nach Simla zu verkaufen und löste dafür sieben Rupien (rund zehn Mark), die er seiner ärztlichen Tätigkeit gut schrieb.

Noch mehr: Dondrubs Mutter schickte unserem Bruder einen Korb mit vierzig Ölkuchen. Die haben dann mancherlei Freude angerichtet, denn Br. Mary holte an einem Abend eine Anzahl Christen zusammen, und diese halfen ihm bei fröhlichem Spiel und beim Genuß des berühmten landesüblichen Buttertees die Kuchen verzehren.

Noch nicht genug!

Einige Wochen später lief in Herrnhut ein Schreiben ein, das wir heut in nachgebildeter Originalschrift und in Übersetzung vorlegen können.

Diese Schriftzüge auf Seite 104 sind tibetische Lettern, die allerdings gegenüber der kürzlich erst erfundenen Bilderschrift der Alaska-Christen (auf Seite 101) eine kulturell hoch entwickelte Schriftform zeigen, doch aber uns Westländern eigentümlich anmuten.

Und nun der Inhalt dieses Briefs. Es ist ein Dank, den Dondrub Gyaltfan dem Vertreter unseres Missionsgebietes Himalaya in der Missionsdirektion Bischof B. La Trobe gegenüber ausspricht dafür, daß die Brüdergemeine speziell den Missionar Br. Hermann Mary nach Poo gesandt hat, der dort mit seinen ärztlichen Kenntnissen dem Brieffschreiber und vielen anderen so wertvolle Dienste geleistet habe.

Wir bringen das Schreiben vollständig und in der wortgetreuen Wiedergabe, die Br. G. Hettasch freundlichst angefertigt

hat, obgleich wir sonst mit solchen Ausführungen, wie sie der Anfang des Briefs enthält, lieber nicht an die Öffentlichkeit treten, denn sie sind uns Westländern zuwider. Wir müssen uns aber vorhalten, daß sich hier eben der Orientale zeigt, wie er leibt und lebt, mit seiner kriechenden Unterwürfigkeit und Schmeichelei. In diesem Fall mischt sich diese Gesinnung mit der echt christlichen, tiefgefühlten Dankbarkeit für die erfahrene Hilfe, die dem Geheilten durch den Träger der christlichen Liebe, den Missionar, und letztlich durch die Missionskirche, die ihn ausgesandt hat, zukam. Und das macht das Schreiben interessant und wertvoll.

Übersetzung des tibetischen Dankbriefs.

Vor dem Thron des in seiner Gnade unwandelbaren hochwohlgeborenen Bischofs La Trobe (legt) Dein Knecht, der Mann von Sungnam, Dondrub Gyaltfan, folgende Bittschrift (nieder): Als nach dem Landesgebrauch eines Tages im Winter in jedem Haus deiner Knechte das Opfer ausgestreut wurde, schoß ein Mann mit der Flinte; dabei zersprang der Flintenlauf, und ein Stück Eisen drang mir etwa 5-finger-breit tief in den Oberschenkel. Da ich es nicht herausziehen konnte, ging ich zum Mary Sahib, der das Stück Eisen auf sehr geschickte Weise herauszog, worauf ich schon nach einem Monat ebenso gesund war wie zuvor. Wäre der Mary Sahib nicht dagewesen, so wäre ich nicht mehr unter den Lebenden. Aber durch die Gnade des Mary Sahib bin ich vom Tode errettet worden. Alle Leute im Dorf sind voll Staunen über diese Tat des Mary Sahib, und die Nachricht davon verbreitet sich in alle Teile des Landes, und alle sind ihm von Herzen dankbar. Ich selbst aber werde bis zu meinem Tode

seine Gnade und Mühe um mich nicht vergessen. Auch in der Verkündigung der Religion ist der Mary Sahib sehr eifrig. Daß Du uns unwürdigen Leuten von Kunawar einen solchen klugen und guten Arzt geschickt hast, dafür danken dir die folgenden alle von ganzem Herzen aus allen Teifen des oberen Kunawar.

Geschrieben am 10. April 1912.

Auch wollest Du uns die Gnade erweisen, den Mary Sahib eine lange Zeit in unserm Lande oder in Poo zu lassen.

Dondrub Gyaltsan und Ganedas, Mayadas, Gurn Bogod, Robagya und Lama Rasbirdas, Ngurdas, Tsouu Ghabong, Pa Non und Horikal Kusakalanga, Tschokzi Dondrub, Loupo Gurnon Tschosleg und Schabas lo Ischis mi das und Poopa Panram und Dorji, Drobblingpa Ringdun und Drobblingpa Donburam.

Heimkehrende Nikaragua-Missionare

Ostern 1912 in Bluefields.



Von Br. Kahlhöfers Heimruf am 21. Januar machten wir Mitteilung. Wie trauern seine Kollegen über diesen Verlust! In ihren Briefen kommen sie immer wieder darauf zurück. Erst jüngst nannte ihn Br. Zollhöfer einen vorbildlichen Missionar, dem die Sorge um die Seelen über alles ging und den auch seine Pflegebefohlenen schmerzlich vermissen. Der Herr hatte gegeben, er hat genommen, sein Name sei gelobt. Der Familie unseres Bruders, seiner Gattin mit ihren vier Kindern, blieb nun nur die traurige Notwendigkeit, vom Moskitolande Abschied zu nehmen. Gleichzeitig mußten auch Geschw. Beck aus Gesundheitsrücksichten dem Lande und der schönen Arbeit Lebewohl sagen. Beide Familien langten am 29. März, Freitag vor Palmarum, in der Hauptstadt Bluefields an. Dort verbrachten sie die stille Woche und brachen dann Mittwoch

Br. H. Beck. Gotthelf Wehle.

Schw. Beck. Elij. Mc. Erey. Schw. Kahlhöfer mit Kind.

Br. und Schw. Jung. Emmy Hodgson mit Erica Jung.

Margar. Kahlhöfer. Margot Rodrigues.

Vorn: Hans Kahlhöfer. Lola Rodrigues. Ilse Jung. Gertrud Kahlhöfer.

Heimkehrende Nicaragua-Missionsfamilien Ostern 1912
(nach dem „Eierfuchen“).

nach Ostern, den 10. April, nach dem südlicher gelegenen Colon auf, um dort den Europadampfer zu besteigen. Eine böse Fahrt — die fünfzig Stunden im offenen Gasolinschoner bis Colon! Und besonders die arme Schw. Beck, die in den letzten Monaten auf den Tod krank gewesen war, hatte begreiflicherweise schwer zu leiden. Zum Glück traf sich's, daß man in Colon acht Tage auf den Ozeanfahrer warten mußte, so konnten sich die Leidenden etwas erholen. Am 21. April gingen die Reisenden an Bord, am 23. April stach das Schiff in See, und nun gings über Carthagena, Trinidad, die Azoren und Southampton nach Hamburg, wo man am 14. Mai wohlbehalten anlangte. In Kleinwelka trafen Geschw. Beck am 17. Mai ein, Schw. Kahlhöfer am 16. in Herrnhut.

Das Bild führt uns diese Familien vor Augen. Neben ihnen sehen wir Br. Jung, den Vorsteher unserer Mission in Nikaragua, mit seiner Frau, seinem Schwager Br. G. Wehle, der ihm im Missionsgeschäft zur Seite steht, und seinen beiden Kindern. Auch Geschw. Jung werden noch in diesem Jahre in die Heimat reisen, um neue Kräfte zu sammeln. So haben wir es auf dem Bild mit lauter heimkehrenden Missionsfamilien zu tun. Und sie erinnern uns daran, daß die

Reisezeit im vollen Gang ist. Von Suriname und Ostafrika sind schon einige Geschwister eingetroffen, von Süd- und Deutsch-Ostafrika erwarten wir noch Geschwister Büttner, K. Wolter und Birnbaum. Und zur Ausreise rüsten sich neue Missionare, während andere wie Geschw. G. Stolz, wie wir hoffen, schon im Innern Afrikas wieder eingetroffen sind.

Noch einmal das Bild! Es stellt einen der wohlthuenden Ruhepunkte inmitten der Arbeit dar, wie sie jedem not tun. Br. Jung schreibt dazu: Wir haben gesegnete und fröhliche Tage mit den Geschwistern Beck und Kahlhöfer verlebt. Am ersten Ostertag war so schönes Wetter, daß die Kinder im Vorstehergarten vergnügt sich tummelten, spielten und — Ostereier suchten, die der Osterhase auch in Nikaragua gelegt hatte. „Vergnügtes Ostern in Nikaragua“ soll auch das Bild darstellen, das wir nach dem Eiersuchen machten. Da es gut geworden ist und die Kinderchen so fröhlich drein schauen, stellen wir es gern für „Kampf und Sieg“ zur Verfügung. — (Der Herausgeber dankt und bittet im Namen der wort- und bildhungrigen Leser auch andere liebe Brüder und Schwestern um Photographien, die eben solche recht aus dem Leben gegriffene Szenen vorführen, und um Text dazu.)



Landschaft in Nikaragua. Moskitoküste bei Pearl Lagoon (Magdala).

Eine ostafrikanische Missionarsfrau.

Schw. Elisabeth Noack geb. Seiler,

Gattin unsers Missionars in Ipole im Inneren Deutsch-Ostafrikas wurde Ende April vom Herrn heimgerufen. Teilnehmend gedenken wir ihrer und ihres Gatten und hören gern Näheres von ihrem Leben, Arbeiten und Sterben.

Schönebeck. Im Elternhaus lernte sie noch schneiden. Im Jahre 1908 folgte sie dann dem Rufe nach Deutsch-Ostafrika als Braut des in Sikonge im Unyamweigestbiet stationierten, aus Forst gebürtigen Missionars Br. Kurt Noack.



Schwester und Bruder Noack.

Zunächst sehen wir sie im Bilde. Eine junge Lebensblüte ist es, die nach Gottes Willen geknickt und gebrochen wurde. Erst 27 Sommer hatte unsere Schwester erlebt!

Eine Freundin gibt uns über die Jugendjahre folgende Notizen: Geboren am 15. August 1884 in der Brüdergemeinde zu Rixdorf (Neufölln), besuchte die Entschlafene die dortige Schule der Brüdergemeinde, wurde Ostern 1899 vom Prediger Br. Fliegel konfirmiert und weilte dann als Stütze beim Magistratssekretär Welke. Darauf absolvierte sie das Oberlin-Seminar in ihrer Geburtsstadt und erhielt nach dem Examen eine Stellung als Kleinkinderlehrerin in Beelitz, später in Welzleben bei

Ihre Reisegesellschaft bestand aus den Geschwistern Peter Terp, Schw. M. Weigel (jetzt Schw. Hartmann) und A. Richter (später Neumann), die ihr im Tode schon vorangegangen ist, sie starb kürzlich hier in Herrnhut. Unsere Schwester langte am 2. August 1908 in Sikonge an, wurde am 6. August getraut und folgte dann ihrem Manne, als dieser an Stelle des in die Heimat reisenden Br. Brauer die Bedienung der Gemeinde Ipole übernahm,

dorthin. Dort hat sie der Herr vollendet.

Was Afrika forderte,

erst von Schwester Noack, dann von Bruder Noack, davon hören wir nun:

Es gibt viele, die denken sich den Missionsdienst von heute recht leicht. Sie meinen: Gewiß, die Trennung von Vater und Mutter, der Verzicht auf die Bequemlichkeiten der zivilisierten Heimat, der Abschied von den Kindern, das seien bittere Momente, das Leben in der Freiheit aber und die Arbeit an den gefügigen, unterwürfigen Schwarzen, die dem Weißen blindlings folgen, denen man nur zu befehlen brauche und denen gegenüber der Europäer von vorn herein eine hohe

Stellung einnehme, diese Dinge machten das Leben und Arbeiten für viele angenehmer als sie es „zu Hause“ hätten.

Dabei übersieht man, daß der Missionsdienst auch heute noch für viele tägliche Opfer fordert. Und es ist offen und ehrlich und für viele Missionsfreunde, wie vollends für unliebsame Missionskritiker heilsam, daß wir einmal aus den über unsere entschlafene Schwester uns zugekommenen Nachrichten es hören, daß ihr das Eingewöhnen in Afrika durchaus nicht leicht geworden ist. Von dem, der ihr am nächsten stand, erfahren wir, daß es ihr „viel Kampf gekostet hat, sich in Afrika einzuleben, viel Kampf auch, die zu lieben, die sie um des Herrn willen lieben sollte.“ „Bald aber war ihr afrikanisches Leben ein Gottesdienst. Sie war in den letzten Jahren die verkörperte Liebe. Wie viel Liebe hat sie gerade auch hier in Ipole gegeben!“

Die Sorge um das Wachstum der Christen war ihr Hauptanliegen und ihre Freude. „Ich habe den Josefus laut beten hören; du siehst also, wir sind in guten Händen“, schrieb sie noch in den letzten Wochen an ihren Mann, der auf einer Predigtreise war. Selbst arbeitete sie oft über ihre Kräfte. Neben Haushalt und Kind besorgte sie den Laden, die Medizin-

ausgabe und unterrichtete die Mädchen. — Gestorben ist sie an Gehirnmalaria, mit bedauerlichen Erscheinungen: nicht schlucken, nicht reden, ihre Wünsche nicht andeuten können! Entsetzliche Tage für ihre Umgebung!

„Ihr Todestag wie ihr Begräbnis legten Zeugnis davon ab, daß ihre Liebe keine vergebliche war. Hunderte betrauertem ihren Tod. Als unser trautes Glücklein am 26. April mittags zwölf Uhr, der Stunde ihres Heimgangs, den Leuten ihren Tod verkündigte, da lagerte über unserem Orte eine Ruhe, ein Friede, wie ich ihn noch nie bemerkt. Die Alten kamen still und leise, um mir ihr Beileid zu bezeugen. 400 bis 500 Menschen stellten sich am Nachmittag ein — groß und klein, hoch und niedrig —, um ihr die Grabesstätte zu bereiten. Das war Dankbarkeit. Und dem Sarge folgten dann viele, viele, die sie geliebt hatte. Unter Glockengeläut betteten wir sie in afrikanische Erde, am Fuße ihres geliebten Ipoleberges. Dort ruht sie unter einer Fächerpalme. Sie ist daheim.“

Doch aber ich und mein kleines Jungel! Wir fühlen uns wie in der Fremde, einsam, verlassen. Unser Heim ist zerstört. Meine Kräfte sind am Ende. Wir bitten, unser fürbittend zu gedenken . . .“

Ein namhafter Missionsdirektor.

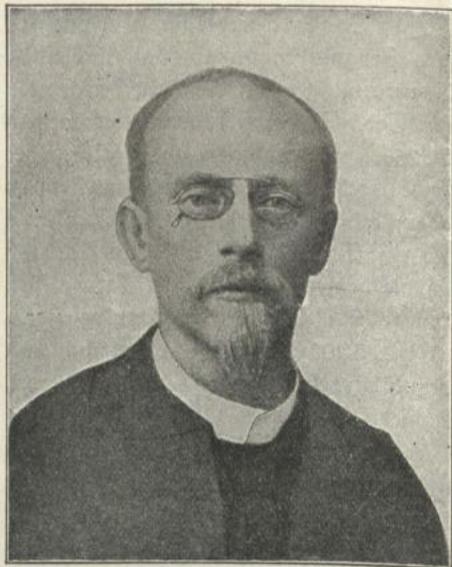
D. A. Bögner, Leiter der Pariser evangelischen Mission.

„Einer der Großen im Reiche Gottes, wohl der hervorragendste Vertreter der Mission innerhalb der evangelischen Christenheit französischer Zunge ist mit Alfred Bögner am 25. Februar dahingegangen.“ So schreibt D. Kurze. Und da

dieser Mann auch unserer Brüdergemeine sehr nahe stand, da ferner unsere Missionare in Südafrika freundschaftliche Beziehungen zu den Pariser Brüdern unterhalten, werden viele Leser sein Porträt und einige Daten von seinem Lebensgang in diesen Blättern

zu finden erwarten. Eines seiner letzten Zeugnisse stellten wir an die Spitze unserer Juni-Nummer.

Geboren wurde Alfred Bögner am 2. August 1851 in Straßburg. Meine



D. H. Bögner.

Eltern kannten ihn schon aus seinen Knabenjahren. Mein Vater, (von 1859—1861 Prediger der Brüdergemeinde in Straßburg, war wie schon sein Vorgänger Br. G. Hennig und wieder sein Nachfolger Br. Alex. Bourquin) in dem intimen Kreis ernstester Pfarrer hineingebeten worden, die sich in der Erweckungsperiode der Elsässer lutherischen Kirche um Pastor Härter, den Begründer des Straßburger Diaconissenhauses geschart hatten. Zu diesem gehörte noch Pfarrer Kreis und der Professor am altprotestantischen Gymnasium und frühere Pfarrer Bögner, des Entschlafenen Vater. Seine Mutter stammte aus dem Steintale, wo Oberlin wirkte. So wuchs der Knabe in einem ernstchristlichen Elternhause auf. Die Erinnerung an seine glückliche Kindheit und seine

schöne elsässische Heimat, an die dichten Tannenwälder, die hochgiebeligen Häuser mit den Storchennestern und den biedereren Leuten hat ihn nie verlassen. An seinem 18. Geburtstag legte er sein Abiturientenexamen ab. Nach dem Krieg von 1870/71 und zwar an seinem 21. Geburtstag entschloß er sich „nach schwerem inneren Kampfe“, die französische Nationalität anzunehmen. Er setzte daher seine bis 1872 in Straßburg gepflogenen theologischen Studien nun in Montauban fort, wo er mit einer Arbeit über Calvin das Bakkalaureat, wie 1875 ebendort die Licentiatenwürde erwarb. Bedeutsam wurde für ihn das Jahr 1873/4, in dem er seine Studien in Leipzig und Tübingen fortsetzte, auch Herrnhut besuchte. Auf einer Missionskonferenz in Halle bezeugte er es öffentlich, welchen nachhaltigen Einfluß Professor M. Kähler in Halle auf ihn ausgeübt. Seine Beziehungen zur deutschen Theologie wurden durch die ihm von Halle 1909 verliehene theologische Doktorwürde besiegelt. 1876 wurde Bögner Pfarrer (in Fresnoy le Grand) und heiratete die Tochter des Pastors Edmund de Pressensé. Im April 1879 zog er dann als Gehilfe des bejahrten Missionsdirektors und früheren Bassutomissionars Cassalis nach Paris, um 1882 an dessen Stelle zu treten. 1887 konnte die Mission dort ein eigenes Haus (am Boulevard Arago) beziehen.

Unter Bögners Leitung hat die Pariser Mission eine gewaltige Ausdehnung angenommen. Aus den drei Arbeitsfeldern Bassutoland, Senegal und Tahiti sind sieben bezw. acht geworden. 1882—5 trat die Sambestmission ins Leben, 1890—92 kam die Arbeit am Kongo, 1892 Mare, 1895 Madagaskar und 1897—1900 Neufaledonien hinzu. Selbstverständlich hat er mehrere Gebiete aufgesucht. Im Januar

1883 brach er mit seiner Gattin (den dreivierteljährigen Erstgeborenen zurücklassend!) nach Südafrika auf, 1890 bereiste er Senegambien, 1898/9 Madagaskar, Sambesi und Basutoland. Die letztere Tour brach seine Kraft. Dazu kam vor allem die Sorge um die nötigen Mittel und Männer für die Pariser Mission, denn die Defizits wurden auch bei dieser Gesellschaft chronisch, und nach den nötigen Missionaren suchte er oft vergebens. Im Jahre 1911 warb er noch in Nord-Amerika um Geld und Freunde. Wie sparsam war er selbst! Er fuhr stets dritte Klasse mit der Bahn.

Bögner war ein begeisterter Redner, ein bedeutender Schriftsteller und wie es in der Begräbnisrede heißt „ein brennendes Feuer“. „Seine Überzeugung war: das Evangelium ist entweder eine erobernde Macht oder es ist nichts! Als er in Jesum den Heiland gefunden hatte, konnte er sich nicht damit begnügen, ihn für sich zu behalten, sondern er wollte ihn allen verkündigen. So hat er das Feuer, das in ihm brannte, durch alle Länder getragen; überall Begeisterung entzündend und den matten Glauben zu hellen Flammen entfachend. Viele von den 75 Pariser Missionaren können den Ursprung ihrer Berufung in den Missionsdienst und viele junge Leute überhaupt ihre Missionsliebe auf ihn zurückführen!“ — Von seinem heiligen Enthusiasmus empfand man etwas auf den Missionskonferenzen in Bremen, Halle und 1910 in Edinburg. Auf letzterer Konferenz wurde Bögner in das continuation committee gewählt. Sein unerschrockener Mut trat besonders

hervor in der Betonung der Gewissensfreiheit der Eingeborenen in den französischen Kolonien.

Als Mensch besaß Bögner bei allem Ernst und bei allem scharfen Verstande doch ein zartes Gemütsleben und eine gewinnende Liebenswürdigkeit. Als Vater wurde er von den Seinen innig geliebt. Im Kreis seiner neun Kinder (drei Söhne, sechs Töchter) war Krankheit ein häufiger Gast. —

Das Geheimnis seiner Kraft lag in seinem festen Glauben, in seinem unablässigen Gebet und in seinem Gehorsam gegen Gottes Wort. „Jede wichtige Entscheidung seines Lebens pflegte er an ein bestimmtes Gotteswort anzuknüpfen.“ „Das schrieb er dann auf ein Papptäfelchen und stellte es vor sich hin.“ „Besonders wichtig waren ihm die Stellen, die vom Absterben des alten Menschen und von der Allgenugsamkeit der Gnade handelten.“

Möge Bögners Nachfolgern, seinen bisherigen Mitarbeiter Bianquis und Missionar Couve die gleiche göttliche Weisheit und Kraft geschenkt sein!

Völlig gesund verließ Bögner am 24. Februar Paris, erzählte abends im Jünglingsverein in La Rochelle von Amerika, redete Tags darauf zu den Kindern und predigte über Abrahams Berufung. Er schloß „Hier bin ich, Gott, um deinen Willen zu erfüllen.“ Als er das Lied angekündigt hatte, brach er zusammen. Am 27. Februar fand sein sterbliches Teil seine letzte Ruhe auf dem Gottesacker von Chatillon bei Paris.



Aus der Heimat — Für die Heimat.

Zweiter Kolonial-Missionstag in Cassel. In der Woche zum 16. Juni Kolonial-Missionsvorträge in den Schulen Cassels. Sonntag, den 16. Juni. Missionspredigten in allen Haupt- und Kindergottesdiensten Cassels. 4½ Uhr. Leitung: Fräulein Consbruch. „Die deutsche Frau in Südwest-Afrika.“ Frau Miss. Irle, Witten. „heidnisches Frauenleben in Kamerun.“ Frau Miss. Schultze-Reinhardt, Basel. „Wie das Evangelium zu den Ewefrauen kommt.“ Diakonisse Rohms, Hamburg. Volks-Versammlung. Abends. Leitung: Sup. D. Klingender. „Was der südwestafrikanische Aufstand der Rheinischen Mission nahm und gab.“ Missionsdir. Spiecker, Barmen. „Die Basler Mission an einem Kameruner Königshof.“ Missionar Göhring, Basel. „Wie unsere Togo-Jugend lernt.“ Missionsinspektor Schlunk, Hamburg. Montag, den 17. Juni. Vormittags. Leitung: D. Möller. „Die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit des Afrikaners.“ J. K. Vietor, Bremen. „Die geistige Befähigung des Afrikaners.“ Prof. D. Meinhof, LL. D., Hamburg. „Die religiöse Veranlagung des Afrikaners.“ D. J. Spieth, Hamburg. Nachmittags. Leitung: Geh. Kons.-Rat Prof. D. Mirbt, Göttingen. „Die Bedeutung der Rheinischen Mission für die Kolonisation von Deutsch-Südwest-Afrika.“ Missionsdirektor Johs. Spiecker, Barmen. „Fünfundzwanzig Jahre Basler Missionsarbeit in Kamerun.“ Missionsinspektor W. Oetli, Basel. „Die Musterkolonie Togo.“ Missionsdirektor A. W. Schreiber, Bremen.

Teecabend. Ansprache von Prof. D. Mirbt: „Die Bedeutung der Schulen für unsere westafrikanischen Kolonien.“ Ansprache von Prof. D. Meinhof, LL. D., Hamburg: „Neue Wege zum alten Ziel.“ Gesangvorträge von Frau Konsistorialrat Stamm, Fräulein P. Irion und Herrn Kaufmann Scholl. Dienstag, den 18. Juni. Vormittags. Leitung: Erz. Leo, Vors. der Abt. Cassel der Deutschen Kolonialgesellschaft. „Missionsgelegenheiten in dem vom Mohammedanismus bedrohten Nord-Togo.“ Missionsarzt Dr. med. Fisch, Basel. „Deutsch-evangelisches Leben in Südwest-Afrika.“ Kaiserlicher Bezirksamt-mann Dr. Böhmer, Berlin, früher Luderitz-bucht. „Die Verpflichtungen des evangelischen Deutschlands gegen seine Kolonien.“ Missionsdirektor P. O. Hennig, Herrnhut. Abends ½8 Uhr in Wilhelmshöhe, im großen Saale des Grand Hotel (Stecker). Diskussionsabend. Leitung: Missionsdirektor P. O. Hennig, Herrnhut. Schlußwort: General-Superintendent D. Möller. Mittwoch, den 19. Juni. Besuch der deutschen Kolonialschule in Witzhausen. Während der Tagung Missionsausstellung.

Empfangsbeseheigung.

für Anyamwesi durch Frau Weinig, Eibau von Herrn und Frau H. in Eibau 3.15.

für die Missionsschuld von Herrn und Frau H. in Eibau und E. S. 2.—, von M. P. 1.— erhalten zu haben, bescheinigt hierdurch mit herzlichem Dank

Expedition der Missionsverwaltung.



Um Kinder für
die Mission zu erwärmen, seien folgende zwei Hefte empfohlen:

Reime und Bilder
aus der evangelischen
Brüder-Mission



Jedes Heft 10 Bfg.

Verlag der
Missionsbüchhandlung
Herrnhut Sa.

Nr. 1. Auf dem Missionschiff „Harmony“ nach Labrador. Nr. 2. Eine Bärenjagd
in Labrador.

Auf, laßt uns heut auf Reisen gehn
Und uns die Welt einmal besehn!
Ich schlage vor, nach Kamerun,

Zu sehn, was dort die Schwarzen tun.
Oder was schlägt ihr Kinder vor?
Sie alle schrien: Nach Labrador!

(Aus Nr. 1.)



Ankunft in Mvenyane, Südafrika.



Neu erschienen:

Sin und Her in Südafrika.

Reiseberichte von H. Kluge,
Mitglied der Missionsdirektion
der Brüdergemeine.

272 Seiten mit zehn Bildern und
einem Register M. 1.50

Die dem Missionsblatt in einzelnen
Heften beigegebenen Reiseberichte
sind hier in einem schmucken Band
zusammengefaßt. — Die interessanten
Mitteilungen sind dadurch zum Vor-
lesen, für Missionsstudienkränzchen
geeignet einen Einblick zu gewähren
in die vielseitige Mission der Brüder-
gemeine in Südafrika.



Die Indianer und ihr Freund David Zeisberger

von H. Römer.

Zweite, vermehrte Auflage.

124 Seiten mit sechs Bildern, einer
Karte und einem Register. Mit
Umschlagzeichnung von E. Burger
brotschirt M. 1.50.

Wer hätte nicht schon von Zeisberger
und den Indianern gehört? Ihre
Geschichte gehört zu den interessan-
testen, aber auch zu den leidensvollsten.
Niemand wird ohne innere Anteil-
nahme von den Erfolgen dieser
Mission, aber auch den blutigen
Verfolgungen, die uns in diesem
Büchlein so schlicht und doch so er-
greifend geschildert werden, lesen.



Indianer mit Friedenspfeife.

